

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Bilder aus der märkischen Vorzeit

Kiekebusch, Albert

Berlin, 1916

II. Die Bronzezeit. 2000 bis 800 vor Chr. Geb.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6380

II. Die Bronzezeit.

2000 bis 800 vor Chr. Geb.

1. Der Übergang von der Stein- zur Bronzezeit.

Während der jüngeren Periode der Riesengräberzeit lernte man in Norddeutschland wie in ganz Nordeuropa das Kupfer kennen. In Steinplattenkammern und Steinkisten kommt es, meist als Schmuck, in Form kleiner Röhrchen vor. Auch Spiralen, Angelhaken, Dolche und Pfeilspitzen aus Kupfer sind hier während der jüngsten Steinzeit bekannt. Das rötlich glänzende Metall hat sicher auf die Träger der Steinkultur große Anziehungskraft ausgeübt und wurde so ein beliebter Handelsartikel. Da es in der Mark damals ebensowenig Kupfergruben gab wie heute, so mußte das Metall eingeführt werden. Bald kam man auch dazu, Werkzeuge und Waffen aus Kupfer zu gießen. Die einfachsten Kupferbeile haben große Ähnlichkeit mit Steinbeilen, nur sind sie meist flacher. Nicht gar selten sind in dieser Zeit große Doppelärte aus Kupfer, deren Zweck nicht recht ersichtlich ist. Die Doppelart war ja auch noch in geschichtlicher Zeit das Attribut des Zeus, des Jupiter, des Thor. Zweifellos hat sie also auch symbolische Bedeutung. Waffen können diese Kupferärte mit den ganz kleinen Schaftlöchern kaum gewesen sein. Der dünne Schaft wäre beim ersten Hieb zerbrochen. Wahrscheinlicher ist es, daß die Doppelärte aufgereiht und als Kupferbarren, Rohkupfer, dem man eine bestimmte Gestalt gegeben, verhandelt wurden.

Waffen aus Kupfer gestattete sich zunächst nur der wohlhabendere Teil der Bevölkerung. Wer sich kein Kupferbeil beschaffen konnte, versuchte die Form des Kupferbeiles wenigstens in Stein nachzuahmen. Das war nicht leicht; aber die Kunstfertigkeit in der Bearbeitung des Steins nahm dadurch einen neuen Aufschwung. Gewisse Formen der Steinbeile lassen sich nur erklären, wenn man sie als Nachahmungen von Kupferbeilen betrachtet. Selbst die beim Metallguß entstehenden Fehler, wie die bei Kupferbeilen möglichst sorgfältig entfernten Gußnähte, finden wir bei Steinbeilen wieder. Rahnförmige Hämmer und Steinbeile mit halbkugeligem Vordernende kennzeichnen sich schon durch ihre Form als Zeugen der frühesten Metallzeit und leiten als reife Frucht der Steinzeitkultur zugleich hinüber in die Glanzperiode der Vorzeit, die Bronzezeit.

Waffen und Werkzeuge, die aus reinem Kupfer gefertigt waren, erwiesen sich als wenig brauchbar. Das Kupfer war zu weich. Beile und Ätze schlugen sich breit. So ergab sich die Notwendigkeit, das Kupfer zu härten, und man suchte diesen Zweck zu erreichen, indem man dem Kupfer ein anderes Metall beimischte. Auf diese Weise ließ es sich auch leichter bearbeiten. Als beste Mischung erwies sich die Bronze, aus Kupfer und Zinn hergestellt. Wir sind heute imstande, an der Hand zahlreicher Funde den Übergang vom reinen Kupfer zur Bronze genau verfolgen zu können. Zuerst mischte man dem Kupfer nur wenig Zinn bei. Die ältesten Bronzen enthalten 95—98 % und nur 2—5 % Zinn. Bald aber hatte man die gute Wirkung der Beimischung von Zinn erprobt, fügte mehr und mehr vom härteren Metalle bei, und so kam man schließlich, und zwar noch im Laufe der ersten Bronzeperiode, zu der klassischen Bronzemischung, die aus 90% Kupfer und 10% Zinn besteht. Zinnarme Bronze kommt fast nur am Anfange der Bronzezeit vor.

Den Beginn der Bronzezeit haben wir für die Mark und ganz Nord-europa, ja für ganz Europa überhaupt, an das Ende des dritten und den Anfang des zweiten Jahrtausends zu setzen. In Ägypten beginnt die Bronzezeit schon früher. Mit dem Metall war ein ganz neuer Trieb in die Menschheit gekommen, und so haben wir denn auch die Bronzezeit als ein goldenes Zeitalter aufzufassen. Sie ist das Heroenzeitalter nicht nur auf klassischem, sondern auch auf märkischem Boden.

2. Die Entwicklung der Bronzeärte und der Gewandnadeln.

Die ältesten Bronzeärte sind einfachen Steinbeilen sehr ähnlich. Bei einigen sind die Breitseiten geradezu noch gewölbt. Derartige Beile waren aber recht unpraktisch. Sie mußten sich in dem Schaft, der aus einem am Ende gespaltenen, knieförmig gebogenen Äste bestand, drehen und bei jedem Schläge weiter in den sich mehr und mehr spaltenden Schaft hineingleiten. Um ersteres zu vermeiden, wurden die Beile zunächst mit ganz flacher Breitseite hergestellt, und schließlich gab man ihnen Ränder, die bei einigen Exemplaren sogar recht hoch sind. So war aus der Flachart eine Randart geworden, die sich nicht mehr drehen konnte. Um aber auch das Hineindringen in den sich weiter spaltenden Schaft zu verhüten, wurde auf der Mitte der Art ein zuerst ganz unscheinbarer, später höher und höher werdender Absatz, auch Barre oder Steg genannt, angebracht. Nur bis zu ihm konnte der Schaft gelangen. Die Absatzärte saßen ohnehin schon festgekeilt im Schaft. Trotzdem wurde dieser häufig mit einer Schnur umwickelt. Die Lappenärte haben sich ebenfalls aus Randarten entwickelt. Der Fortschritt besteht darin, daß der Rand sich nicht unnützerweise an der ganzen Kante entlang zieht,

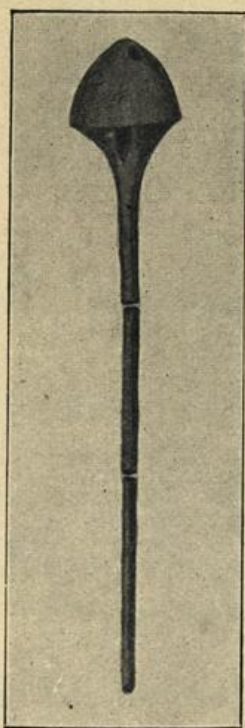


Abb. 16. Bronzenadel
von Grabow, Kreis
Königsberg, Neumark.
Muf. 4387/8.
5/7.

sondern nur in der Mitte vorhanden ist in Form lang ausgezogener Lappen, die das untere Ende des Schaftes umfassen. Die Lappen stehen höher oder tiefer. Recht große Lappen umschlossen beinahe den ganzen Schaft; es lag daher nahe, das mittlere Stück, von dem eigentlich die Entwicklung ausgegangen war, nun ganz fortzulassen, und so entstand eine Tüllenart. Die Tüllenärte beherrschen die jüngere Bronzezeit. Sie werden immer kleiner und wurden später sogar noch aus Eisen hergestellt. Schon durch eine Bronzeart wird ein Fund zeitlich einigermaßen sicher bestimmt. Oftmals kommen aber zahlreiche Bronzeärte derselben Form in einem einzigen Funde vor.

Um das Gewand, namentlich den Mantel zusammenzuhalten, bediente man sich schon in ältester Zeit der Nadel. Während der Steinzeit benutzte man Nadeln aus Knochen. Knochennadeln sind auch noch später bis weit in die historische Zeit hinein im Gebrauch. In der ältesten Bronzezeit begegnen uns nicht selten Bronzenadeln mit schräg durchbohrten Köpfen. Sie waren gewiß sehr gut verwendbar. Zog man durch die Durchbohrung einen Faden und wickelte den, nachdem die Nadel durch die Falten des Gewandes gesteckt worden war, um die Spitze, so saß die Nadel fest und konnte aus der Gewandfalte nicht herausgleiten.

Durchbohrt man nun nicht den Kopf, sondern den Hals der Nadel und nimmt anstatt des Fadens einen Bronzedraht, so haben wir eine Gewandnadel erhalten, die sich von einer gewöhnlichen Bronzenadel wesentlich unterscheidet und als Fibel bezeichnet wird. Die Fibern dienen ursprünglich einem praktischen Zweck, sind aber zugleich auch Schmucknadeln. Sie begleiten uns von der älteren Bronzezeit durch die ganze Vorgeschichte, und da ihre Formen nach dem Geschmack und der Mode des Zeitalters schnell wechseln, so ist eine Fibel das beste „Leitfossil“ eines vorgeschichtlichen Fundes und auch noch in frühgeschichtlicher Zeit oft mehr wert als eine Münze.

Während der Entstehungszeit der nordischen Fibel war in unserer Heimat wie in ganz Nordeuropa und weiterhin eines der beliebtesten Verzierungs- mittel die Spirale. So fällt es nicht auf, daß die beiden Enden des Bronzedrahtes, der den Bügel der Fibel bildet, zu Spiralen ausgezogen wurden. Der Bügel hat verschiedene Form; er ist drahtartig, blatt- oder rautenförmig, später zuweilen gewölbt oder gar raupenartig. Auch die Gestalt des Nadel-

kopfes ist wandelbar. Während der mittleren Bronzezeit zeigt er oft ein Doppelkreuz, das nach und nach wieder schwindet und zuletzt nur noch als Rest auftritt in Form eines mit einfachen Strichen eingerichteten Doppelkreuzes wie auf einer Fibel aus den Hügelgräbern von Weitgendorf im Kreise Ostprignitz.



Abb. 17. Bronzefibel mit Strich- und Bogenverzierung. Rudow, Kreis Teltow. Märk. Museum. 18119. $\frac{1}{2}$.

Die größte Umwandlung hat jedoch die Spirale erfahren. Die einzelnen Windungen verschmelzen miteinander zu einer Platte, die als Ganzes gegossen wird, und auf der noch die Rippen als Überbleibsel der Spirale zurückbleiben. Während der jüngsten Bronzezeit hatten die Plattenfibeln in der Mitte bereits einen Buckel, wie er um diese Zeit auch bei anderen Geräten, namentlich bei Gürtelplatten auftritt.

3. Schatz- und Gräberfunde.

Schon aus der Steinzeit begegnen uns neben den zahlreichen Einzelfunden und den Funden aus Gräbern auch Schatzfunde, also Gegenstände, die aus irgend einem Grunde zusammen niedergelegt worden sind, und zwar in den meisten Fällen mit ganz besonderer Sorgsamkeit. Schatzfunde aus der Bronzezeit kommen noch weit häufiger vor und haben mindestens dieselbe Bedeutung wie Grabfunde. Was zu gleicher Zeit niedergelegt worden ist, muß auch zu gleicher Zeit in Gebrauch gewesen sein. Bei Gräbern müssen wir hin und wieder mit Nachbestattung rechnen. Bei vielen Schatzfunden ist ein späteres Hinzufügen von Gegenständen ausgeschlossen, schon aus dem einfachen Grunde, weil der Ort, an dem die Gegenstände niedergelegt wurden in den meisten Fällen nur dem einen bekannt war, der sie vergraben oder wenigstens verborgen hatte. Haben wir die Altertümer als einen in Zeiten der Gefahr verborgenen Schatz zu betrachten, so können in ihm die aller- verschiedensten Gegenstände vereinigt sein, die das Vermögen dessen darstellten, der den Schatz vergraben hat. Es kann sich in solchem Falle natürlich auch einmal um Waren handeln, die der Kaufmann an fremdem Orte vor gierigen Händen barg, ohne später wieder Gelegenheit zu haben, seinen Schatz zu heben. Die Niederlegung eines solchen Schatzes könnte aber auch erfolgt sein in ängstlicher Fürsorge für das Leben nach dem Tode, und wir haben wohl in manchen Schätzen eine Selbstausstattung für das Jenseits zu sehen. Wer den Geiz oder die Habgier seiner Verwandten fürchtete, stattete sich so selber mit allem aus, was ihm hier lieb war, und was er jenseits nicht gern entbehren mochte. Diese Selbstausstattungen für das Jenseits können also ebenfalls die verschiedensten Gegenstände enthalten, Waffen, Geräte und Schmuck.



Abb. 18. Spiralverzierung auf dem Knauf eines Bronzeschwertes. Spandau. $\frac{1}{2}$.

Aber auch die Götter und das Opfer für die Unsichtbaren sind hier mit im Spiele. Weihgaben für die höheren Mächte mögen bei vielen Gelegenheiten öffentlichen und privaten Charakters geopfert worden sein. Die Beute ganzer Kriegszüge oder siegreicher Schlachten wurde in frühgeschichtlicher Zeit den Göttern geweiht. Im kleinen mag das oft geschehen sein, und so finden sich denn häufig Funde, in denen jedes Stück an seinen Platz gelegt wurde, so sorgsam, daß z. B. alle Beile mit ihren Schneiden nach außen lagen. Botivgaben oder Weihfunde werden im allgemeinen aus mehr gleichartigen Stücken bestehen. Zahlreiche Schatzfunde dürften jedoch Schätze darstellen, die ein vornehmer Führer in seinem Hause sorgsam verwahrte, da sie einen großen Teil seines Besitztums ausmachten. In derartigen Familienschätzen können auch einmal ältere und jüngere Gegenstände nebeneinander vorkommen.

Als letzte, aber gewiß nicht unwichtige Art der Schatzfunde haben wir die Gießfunde zu betrachten, die ein Handwerker vergraben hat, oder die ihm bei irgendwelchem unglücklichen Zufall verloren gegangen sind. — Auch andere Gründe mögen zuweilen maßgebend gewesen sein, einen Schatz zu bergen. Wer erinnerte sich hierbei nicht der Sage von Theseus, der von seiner Mutter an den großen Stein geführt wurde, unter dem das Schwert und die Sandalen seines Vaters lagen? Und diese bekannte Sage reicht mit ihren Erinnerungen hinauf in die ältere Bronzezeit. Die Helden Homers trugen zumeist noch Bronzewaffen; die Zeit der alten Heroen und Halbgötter muß also erst recht die Bronzezeit sein. Das Schwert des Theseus kann nur ein Bronzeschwert gewesen sein. Und daß auch die Bewohner der Mark während der Bronzezeit Heroen waren, ganz im Sinne Homers, unterliegt keinem Zweifel. Denn der Mann der Bronzezeit ist nicht zu denken ohne seine Waffen, ja selbst die Frau trägt fast immer den Dolch, was wir namentlich aus nordischen Gräbern wissen.

Aus der ältesten Bronzezeit besitzt das Märkische Museum eine ganze Reihe von Funden, die in einem großen Schranke vereinigt sind und so ein anschauliches Bild der Kultur während der ersten Bronzeperiode geben. Der Schatzfund von Wustermark wurde beim Pflügen entdeckt. Er besteht aus vier großen, schweren Bronzeringen mit einfacher Strichverzierung; die Enden sind teils pfotenartig verbreitert, teils stoßen sie in ebenen Flächen fast aneinander, teils sind sie nur zur Hälfte durch eine Kerbe voneinander getrennt. Pfotenartige Enden haben auch die zwölf kleineren Bronzeringe, von denen je drei übereinander liegen und durch Bronzedraht, der durch die Löcher gezogen wurde, verbunden sind. Von den größeren Ringen ist nur

einer durchlocht. Den Bronzeringen schließt sich noch ein kleiner Goldring an, der so geringe Weite hat, daß er allenfalls von einem Kinderfinger getragen werden kann. Es ist ein „Noppenring“, dessen breite Schaufseite aus vielen Windungen besteht, während die untere Seite nur eine Doppelwindung aufweist.

Im Jahre 1888 fand man bei Arnimshain im Kreise Templin in einem kleinen Pfuhle, fast 2 Meter tief, eine ganze Anzahl von Bronzegegenständen, die in einem Tongefäß verborgen waren.

Neben sechs vollständig oder wenigstens beinahe vollständig erhaltenen Armspiralen gehören zu diesem Funde zahlreiche Bruchstücke desselben Schmuckes. Eine Randart und zwei Absatzärte in Verbindung mit zwei Scheibennadeln, die durch Buckel verziert sind, weisen den Fund der zweiten Bronzeperiode zu. Halsringe mit spitz zulaufenden Enden und Eisenringe kommen ja bereits während der ersten Periode vor. Nicht selten wurden mehrere solcher Eisenringe als Schmuck um den Hals gelegt; man hat bis zu neun zusammengefunden. Schließlich goß man diesen Hals schmuck in einem Stück, und so entstand der diademartige Halskragen, dessen Rippen noch an die Entstehung des Kragens aus einzelnen Ringen erinnern. Die beiden Brillenspiralen dienten als Mantelschließen, die entweder beide durch einen Doppelhaken zusammengehalten wurden oder einzeln mit Hilfe eines Knebels, der an der gegenüberliegenden Mantelseite festgenäht war, den Mantel auf der Brust zusammenschlossen. Eine Bronzespule mit zwei Scheiben ist vielleicht bei der Weberei verwendet worden. Die Sichel wurde nicht durch einen Knopf, sondern durch einen Nagel, den man durch das Loch schlug, mit dem Holzgriff verbunden. Der Armring ist innen flach, außen gewölbt und nicht verziert.

Die sieben scheibenförmigen Anhänger haben einen erhöhten Mittelpunkt, der von konzentrischen Kreisen umgeben ist. Sie wurden an Schnüren getragen, die man durch die am oberen Ende sitzenden Eisen ziehen konnte. Drei andere Bronzeanhänger haben die Form von kleinen Hörnchen, die man am breiten Teile durchlochte. Sie sind wohl als Nachahmungen von Tierzähnen zu betrachten und wurden an Schnüren aufgereiht wie in früherer und auch noch in späterer Zeit die durchbohrten Eberzähne. Ähnlich hat man auch Spiralaröllchen zu Halsketten aneinandergesügt. Drei Spiralen aus dünnem Golddraht dienten ebenfalls als Schmuck.

Von ganz besonderem Interesse sind die getriebenen, mit Buckeln verzierten Gürtelbleche, deren Ursprung schon wegen ihrer Technik wahrscheinlich im Süden zu suchen ist.

Von dem Tongefäß, das alle diese prächtigen Bronzealtertümer enthielt, sind nur noch Bruchstücke vorhanden. Das Gefäß aus gelblich braunem Ton war außen rauh und durch 5—6 Millimeter lange Einkerbungen verziert.

Der Bronzeschatzfund von Spindlersfeld wurde 1892 beim Ausgraben einer Kiefer gefunden. Das interessanteste Stück ist eine Gußform aus Bronze, die aus zwei Teilen besteht, eine Kastenform. Die Stifte der einen Hälfte passen in die Löcher der anderen hinein. In dieser Gußform konnten Nadeln gegossen werden, die am Kopfe drei Erweiterungen haben. Eine derartige Nadel ist ebenfalls gefunden worden. Sie war zwar fertig gegossen, ist aber nie gebraucht worden, ja der Gießer hat nicht einmal Zeit gehabt, die Gußnaht abzufilen. Auch der Gußzapfen beweist, daß wir es hier mit einem Gießerfunde zu tun haben. Die Zeit, aus welcher der Spindlersfelder Fund stammt, wird durch drei Fibeln bestimmt. Neben diesen Erzeugnissen des nordischen Kulturkreises enthält der Fund eine ganze Reihe von Anhängern verschiedenster Formen, die nach dem Süden weisen. Der Fund wird vervollständigt durch drei Armringe, durch die Nachahmung eines Eberzahns in Bronze, durch eine Brillenspirale, mehrere Spiraltrollchen und einige Schmuckplatten, die an der unteren Seite Hsen haben, um sie auf Stoff oder Leder aufnähen zu können.

Auf der Feldmark der Rittergutes Weitgendorf im Kreise Ostprignitz waren im Jahre 1878 noch 18 Hügel vorhanden, von denen einige schon früher nach Steinen durchsucht worden sind. Gelegentlich eines Chausseebaues mußten die Hügel abgetragen werden.

In den Hügeln fand man längliche Steinkisten. Die Leichen waren unverbrannt bestattet worden.

Ein Schädel ist noch gut erhalten, sonst war von den Skeletten wenig übrig geblieben. Auch die Gefäße waren zumeist zerbrochen. „Zwischen den Steinen oder im Sande“ lagen in diesen Gräbern kostbare Bronzeschwerter, Hals- und Armringe aus Bronze, Bronzemesser, Bronzegewandnadeln und goldene Spiralaringe. Die Funde entstammen alle der mittleren Bronzezeit und gehören zu den hervorragendsten Altertümern, die das Märkische Museum in Berlin besitzt.

4. Das Königsgrab von Seddin.

Das „Königsgrab“ von Seddin ist eines unserer bedeutendsten Nationaldenkmäler und zugleich das größte Hümengrab nicht nur der Mark, sondern auch ganz Deutschlands. Der mächtige Hügel erhebt sich auf einer langsam ansteigenden natürlichen Erhöhung inmitten einer weiten Ebene in der Prignitz. Bei einem Umfange von 300 Schritten ist er etwa 11 Meter hoch und enthält nicht weniger als 30 000 Kubikmeter Erde, die mit großen und kleinen Steinen untermischt ist. Im Südwesten und im Nordosten liegen tiefe, mit Buschwerk bewachsene Erdlöcher, aus denen die Erde zum Aufschütten des Grabhügels entnommen worden ist. Eichen, Robinien und Buchen beschatten heute das

Hünengrab, und auf der Höhe hält eine mächtige Kiefer die Totenwacht. Rings um den Königshügel zieht sich als Bannkreis ein Kranz von zentnerschweren Geschiebeblöcken hin. Im Laufe der Jahrtausende waren diese Steine gänzlich mit Erde, Moos und Strauchwerk bedeckt worden. Heute liegt der Ring zum großen Teil wieder frei. Die Bewohner der Umgegend nannten diesen Hügel „Hinzerberg“ und erzählten, daß hier der „König Hinz“ (Heinz, Heinrich) in einem dreifachen Sarge begraben liege, einem kupfernen, einem silbernen und einem goldenen. Von benachbarten kleineren Hügeln sagte man, daß in dem einen der Fingerring des Königs, in dem anderen aber seine Schätze vergraben seien. Als der Hügel, in dem der Fingerring des Königs liegen sollte, eingeebnet wurde, fand man im Innern wirklich einen Bronze-

reif. Zwar war es ein Armring, aber das Volk, das ja schwer aus dem Irrtum zu reißen ist, die „Hünen“ wären Menschen gewesen, die an Kraft und Größe das heutige Geschlecht bedeutend überragten, sah die alte Überlieferung wörtlich bestätigt. Nun durchsuchte man auch den zweiten Hügel, in dem die Schätze verborgen sein sollten. Einige Altertümer konnten gehoben werden, aber keine „Schätze“. So wurde man an der Sage wieder irre, und der Königshügel hatte Ruhe. Als aber der Besitzer des Hügels in Geldverlegenheit geriet, sollte ihn der „goldene Sarg“ retten. Der Bauer grub mit seinem Knechte; aber in der mit Steinen durchsetzten Erde war die Arbeit schwierig, und der Hügel war zu groß. Der „Sarg“ wurde nicht gefunden, und der Besitzer ging wirtschaftlich zugrunde. Während der folgenden Jahre versuchte man, den Hügel als Steinbruch auszubeuten. Ganze Straßen sind mit Steinen aus dem Hinzerberg gepflastert worden.

Im Jahre 1899 stießen die Arbeiter im Innern des Hügels auf eine mächtige Steinkammer. Sie ist neuneckig, etwa 1,75 Meter hoch. Der Durchmesser beträgt mehr als zwei Meter. Am Boden zeigte sich eine festgestampfte Lehm-schicht. Die Wände bestehen aus Findlingsblöcken, die übereinandergeschichtet waren. Nach oben zu schieben sich die Blöcke weiter und weiter ins Innere vor und stellen so ein kuppelartiges, falsches Gewölbe her. Die Wände der Kammer waren mit einer glatten, sandigen Leimschicht bekleidet und zum Teil rot und weiß bemalt. In dieser Kammer, dem ersten „Sarge“, stand ein

DAS KÖNIGSCRAB BEI SEDDIN.



Abb. 19. Steinkammer.

großes Tongefäß, das mit einem Deckel sorgfältig verschlossen war. Der Deckel ist mit einem breiten Falz versehen und außerdem noch durch gekrümmte Lonnägel befestigt.

Das Tongefäß, der zweite „Sarg“, barg eine hohe Bronzeurne, ebenfalls mit einem Deckel verschlossen. Sie enthielt die Leichenbrandreste eines 30—40 jährigen Mannes. Die Bronzeurne, der dritte „Sarg“, hat ursprünglich anderen Zwecken gedient. Als man das Gefäß als Urne verwenden wollte, mußten die beiden Henkel abgebrochen werden; sonst hätte man die Urne nicht in das Tongefäß hineinstellen können. Die einzelnen Stücke sind zusammen-genietet. Neben dem großen Tongefäß standen in der Kammer noch zwei kleinere Urnen aus Ton von durchaus nordischem Charakter. Die eine enthielt die Leichenbrandreste einer Frau im Alter von 20—30 Jahren, die andere Reste einer jugendlicheren Leiche vermutlich ebenfalls weiblichen Geschlechts. Möglicherweise rühren beide von Nachbestattungen her. Vielleicht aber herrschte auch hier die Sitte, daß die Gattin dem Gemahl, die Dienerin der Herrin auf den Scheiterhaufen folgte oder folgen mußte.

Ein „Königsgrab“ muß es in der Tat gewesen sein; denn wahrhaft königlich ist es ausgestattet mit Gefäßen aus Ton und Bronze, mit Waffen, Schmuck und Geräten des täglichen Lebens. Das Schwert ist allerdings nur klein und paßt zu den Heroen der Bronzezeit, die in unseren Hügeln begraben liegen, ebensowenig wie die kleine Tüllenart. Beide waren wohl nur Paradewaffen wie die späteren Galanteriedegen. Für den Männerstreit besaßen die Bronzezeithelden wuchtigere Schwerter, die sich aber vom Vater auf den Sohn und durch ganze Geschlechter hindurch vererbten.

An Schmuck fanden sich in dem Grabe auch zwei Halsringe. Der eine ist ein Wendelring; der andere besteht aus Bronzespiralröhrchen und Schmelzperlen, die abwechselnd auf einen dünnen Bronzedraht gereiht sind. Auch ein Armreif und ein Fingerring — beide ebenfalls aus Bronze — gehören zu den Beigaben. Als Frauenschmuck fehlt nicht der kleine, einfache, aber schön gearbeitete Bronzekamm. Neben den zahlreichen Bronzegeräten lagen schon zwei Stückchen aus Eisen. Das eine ist eine grobe Nähnadel, das andere eine größere Nadel mit angerosteten Pelzresten. Ungefähr um das Jahr 1000 vor Chr. also kam das Eisen schon in der Mark vor, natürlich so selten, daß man einem Könige Eisennadeln als Kostbarkeit mit ins Grab legte.

Vor etwa 3000 Jahren hat man mit ungeheurer Mühe einem Gewaltigen in der Prignitz den stolzen Grabhügel gewölbt. Dem Gedächtnis des Volkes hat sich jenes einzigartige Begräbnis unauslöschlich eingepägt. Der mächtige Grabhügel hielt die Erinnerung wach. Zweimal hat in der Prignitz ein Bevölkerungswechsel stattgefunden. Nach der Abwanderung der Germanen während der Stürme der Völkerwanderung rückten die Wenden ein; sie

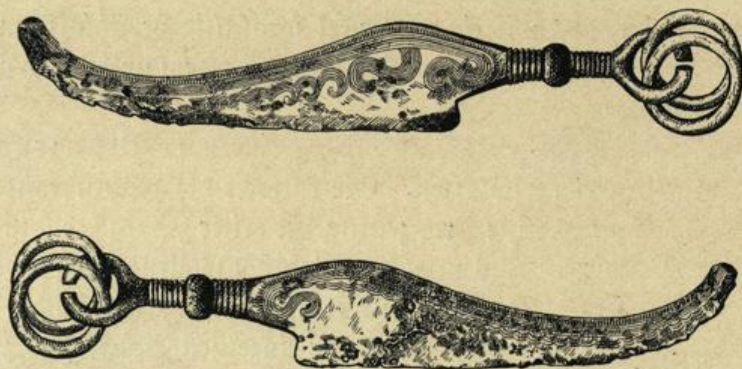


Abb. 20. Verzierungen auf beiden Seiten des Bronzemessers aus dem Königsgrabe von Seddin. Märk. Mus. 22415. $\frac{1}{2}$.

wurden im 12. Jahrhundert durch deutsche Kolonisten niedergeworfen und zurückgedrängt. Die neuen Herren des Bodens mögen von den wenigen Zurückgebliebenen die Bedeutung des Hügels erkundet haben. Von Mund zu Mund hat sich die Sage vom dreifachen Sarge fortgepflanzt. Waren die Särge auch nicht von Kupfer, Silber und Gold, sondern aus Stein, Ton und Bronze — die Überlieferung hatte recht berichtet, und die Sage vom „Königsgrabe von Seddin“ wird nun nicht mehr vergessen werden, solange es ein deutsches Volk gibt, das vor seinen uralten Denkmälern Achtung und Ehrfurcht hegt, und eine deutsche Schrift, die längst die Sage vom Königsgrabe von Seddin zum steten Gedächtnis aufgezeichnet hat, um sie vor den möglichen Zufällen mündlicher Überlieferung zu schützen. Die beste Bürgschaft auch für die Zukunft bleibt aber der Hügel selbst, der aller Schatzgräberei und Ausbeutung als Steinbruch zum Trotz noch heute mächtig emporragt als würdiges Denkmal der Vorzeit.

5. Die Bronzefunde von Biesenbrow und Blumental.

Im Jahre 1898 wurde in der Nähe der Hintermühle auf der Feldmark des Dorfes Biesenbrow im Kreise Angermünde durch den Pflug ein Bronzegefäß mit kreuzförmigen Henkelansätzen aus der Erde gerissen, der Bronzen im Gesamtgewicht von $7\frac{1}{2}$ Pfund enthielt.

Das größte und interessanteste Stück des Fundes ist ein „Hängebecken“ mit dem der jüngsten Bronzezeit eigentümlichen Drachenornament. Daß der Fund in der Tat dieser Zeit angehört, läßt sich auch aus den beiden Plattenfibeln ersehen, deren Mittelpunkte erhaben sind. Sechs Armringe aus dünnem Bronzeblech und acht flache Halsringe verschiedener Größe dienten als Schmuck, während man die zwölf mit Buckeln versehenen Zierscheiben am Zaumzeug oder Geschirr der Pferde befestigte. Zierliche Arbeit verrät eine dünne, mit kleinen Buckeln verzierte Bronzeschale.

Vom Gräberfelde von Blumental in der Ostprignitz besitzt das Märkische Museum den kostbaren Inhalt einer Urne. Das Gefäß stand auf einem flachen Steine, war von Steinen umpackt und auch mit einem flachen Steine bedeckt. In der Urne lagen die gesammelten Knochenreste, darüber zwei Armringe; um sie herum ein Halsring und oben darauf ein eigenartiger Stirnschmuck aus Bronze mit herabhängenden Kettchen.

6. Der Goldfund von Eberswalde.

Im Mai 1913 stießen Arbeiter beim Ausschachten der Fundamentgruben für ein neues Arbeiterwohnhaus auf dem Messingwerk bei Eberswalde auf ein Tongefäß, das durch den Spatenstich in seinem oberen Teile zertrümmert wurde. Dieser Topf, zu dem ein mit Falz versehener Deckel gehört, war bis oben hin mit Gold gefüllt. Der Fund enthält nicht weniger als 78 größere und kleinere Geräte aus Gold. Das Gesamtgewicht des Goldes beträgt mehr als $2\frac{1}{2}$ Kilogramm, und der Wert des Rohmaterials, ganz abgesehen vom Kunst- und Altertumswert, ist heute fast unschätzbar. Der reiche Goldschatz ist unverfehrt. Es handelt sich hier um den kostbarsten vorzeitlichen Schatz, der je in Deutschland gefunden wurde und um einen der kostbarsten, die bisher in der ganzen Welt entdeckt worden sind. Nur die Funde aus den Schachtgräbern des „goldreichen Mykenae“ sind noch reicher gewesen. —

Der Goldfund von Eberswalde enthielt als prachtvollste Stücke acht Goldschalen von verschiedener Größe. Alle sind aus dünnem Goldblech hergestellt. Deutliche Spuren beweisen, daß die Schalen gehämmert sind. Die reichen Verzierungen bestehen vor allem aus Zickzacklinien, quergestrichelten Wulsten, Buckeln und konzentrischen Kreisen. Mehrfach sind die Schalen paarweise ganz gleichmäßig gearbeitet, müssen also aus der Hand eines und desselben Handwerkers hervorgegangen sein.

Neben den Goldschalen gehören zu dem Funde verschiedene Ringe, glatte und gedrehte, vollständig erhaltene und kleinere oder größere Bruchstücke, aber auch ein kantiger, gedrehter Stab, zu einer Spiralscheibe zusammengerollt. Dieser Stab ist augenscheinlich nicht ganz fertig geworden. Vermutlich sollte auch aus ihm ein Halsring hergestellt werden.

Zahlreich kommen im Eberswalder Funde die Goldspiralen vor. Vielfach sind diese Lockenringe gut erhalten in ihrer ursprünglichen Gestalt, wie sie uns längst aus zahlreichen anderen Funden bekannt waren; teilweise sind sie aber auch zu Bündeln zusammengewickelt. Wahrscheinlich hat man sie später einschmelzen und dann zur Herstellung anderer Schmuckstücke oder Geräte verwenden wollen. Die Goldspiralen bestehen immer aus Doppeldraht. Der Draht ist teils ganz glatt, teils am Ende gedreht oder gekerbt.

An das Einschmelzen des Goldes erinnert auch der aus dem Boden des

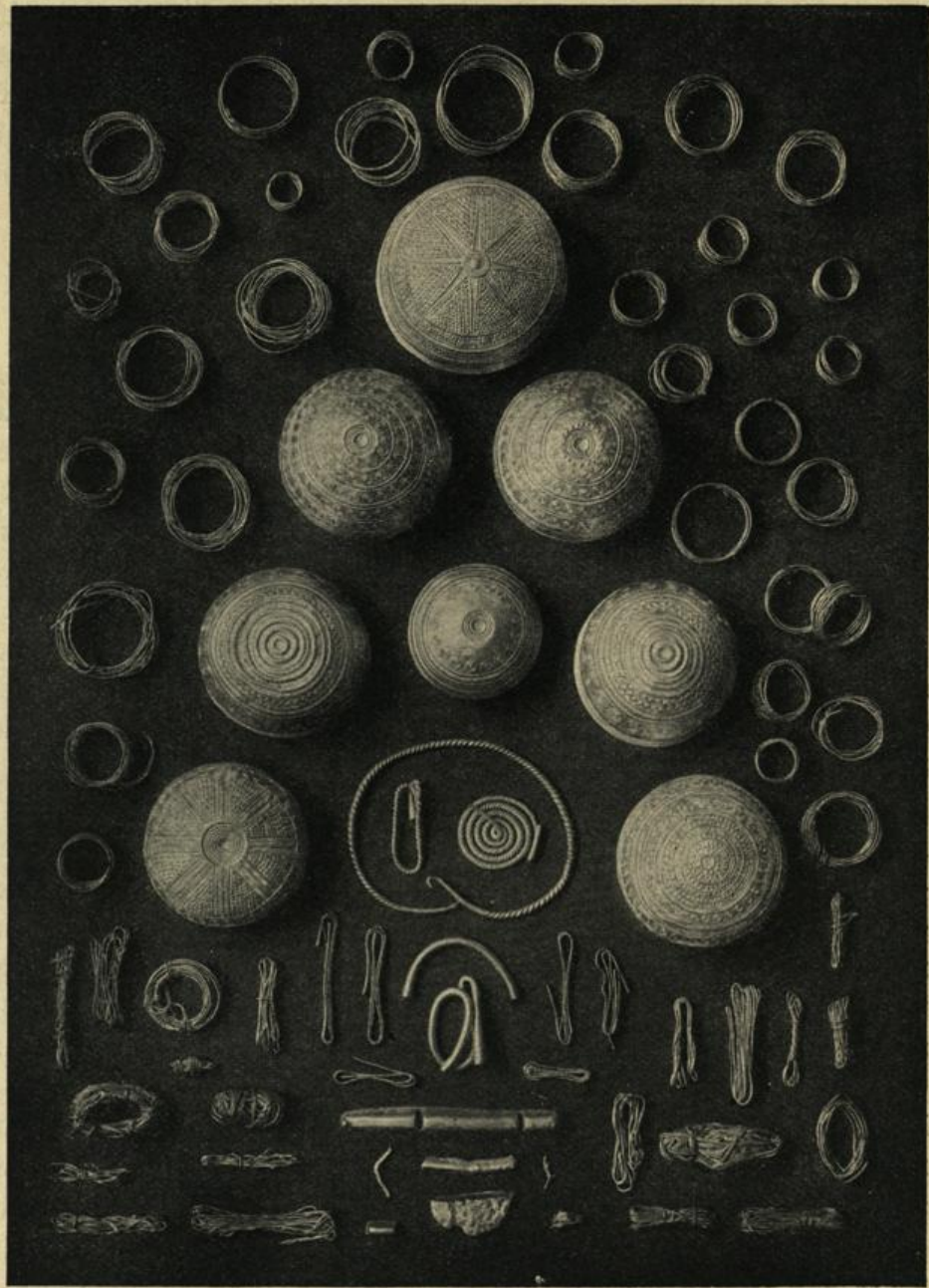


Abb. 21. Der Goldfund von Eberswalde.
 Aus: Schuchhardt; Verlag für Kunst und Wissenschaft.

Schmelztiegels als Rest der flüssigen Gießmasse zurückgebliebene und dann ausgeschüttete „Schmelzkönig“, von dem allerdings nur die Hälfte vorhanden ist. Die andere Hälfte ist mit einem Meißel abgeschlagen worden.

Besonderes Interesse erwecken noch drei Stücke Rohgold, von denen zwei nur Bruchstücke sind, eines aber einen ganzen Barren darstellt, wie wir ihn in

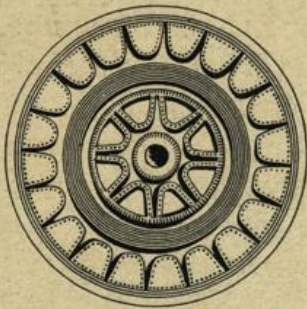


Abb. 22. Verzierung auf der
Schmuckdose von Feldberg.
Märk. Mus. II 103. $\frac{3}{5}$.

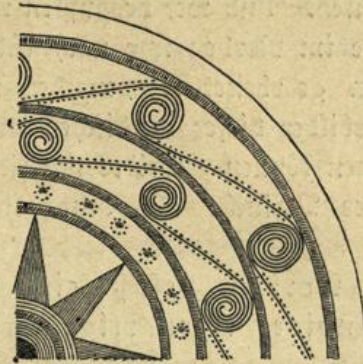


Abb. 23. Verzierung auf der
Gürtelplatte von Hegermühle bei
Eberswalde. (Ausschnitt.) $\frac{1}{3}$.
Mus. für Völkerkunde Berlin.

derselben Form auch in Bronze kennen. Zwei tiefe Kerben sollen ein bequemes Abbrechen kleinerer Teile ermöglichen.

Der Goldfund von Eberswalde gehört der jüngeren Bronzezeit an. Die einzelnen Stücke sind hier im Norden hergestellt worden. Das Ganze war vermutlich der reiche Schatz eines vornehmen Mannes.

7. Die Kultur der Bronzezeit.

Die Technik. In vielen Fällen mag die Rohbronze in Form von Stangen oder einfachen Arten eingeführt worden sein; doch wird man nicht selten auch Ringe und andere Schmucksachen oder Geräte umgeschmolzen haben. Das Hämmern der Bronze ist bei uns gewiß nicht ganz unbekannt gewesen; zu einer Meisterschaft hat man es in dieser Art der Bronzearbeitung aber nicht gebracht, und ebensowenig war man mit dem Löten vertraut. Dagegen besaßen die Träger der nordischen Bronzekultur ganz hervorragende Fertigkeit im Bronzeguß. Daß die weit überwiegende Masse der Bronzealtertümer nicht etwa aus anderen Kulturländern als fertige Ware hierher gebracht worden ist, sondern im Lande selber von einheimischen Kunsthandwerkern hergestellt wurde, beweist nicht nur die in lückenloser Entwicklung fortschreitende Reihe der einzelnen Typen und die Umgestaltung fremder Formen nach nordischem Geschmack, das beweist vor allem auch die Tatsache, daß der größte Teil der nordischen Altertümer in südlicheren Ländern teils überhaupt nicht vorkommt, teils aber in so geringer Zahl, daß der Süden der überreichen Fülle der nordischen Bronzefunde gegenüber als Ursprungsgebiet gar nicht in Frage kommen kann.

Wer die Behauptung aufrecht erhalten wollte, alle unsere Bronzen wären eingeführt, der müßte dieselben Gegenstände in südlichen Kulturländern

nachweisen. Und wer behaupten wollte, es wäre im Norden nur nach südlichen Mustern gearbeitet worden, der müßte die Vorbilder dieser nordischen Arbeiten bezeichnen können. Beides hat sich trotz lebhafter Versuche als unmöglich erwiesen.

Der Norden besaß eine ganz selbständige, eigenartige Bronze- kultur.

Dabei sind gegenseitige Beeinflussungen im einzelnen selbstverständlich. In einer Beziehung scheint der Süden in der Tat dem Norden überlegen gewesen zu sein. Die getriebenen Bronzegefäße, wie z. B. die Bronzeurne aus dem Königsgrabe von Seddin — werden noch heute fast allgemein südlichem Einflusse zugeschrieben.

Beim Bronze- guß bedienten sich die Handwerker des Nordens verschieden- artiger Gußformen, von denen nicht wenige gefunden worden sind. Und diese Gußformen sind zugleich der letzte und unwiderruflichste Beweis für die Bodenständigkeit der nordischen Bronze- kultur. Die Gußformen sind zum Teil aus Sandstein hergestellt. Sandsteinformen dienten zur Anfertigung einseitig profilierter Stücke wie der Messer, Sägen und Sichel; daneben gab es zweiseitige Kastenformen aus Bronze, wie wir sie aus dem Spindlers- felder Funde kennen. Häufig wurde die Form auch aus Ton hergestellt, namentlich für den Hohlguß. Über dem geformten Tonkern wurde die Wand des Gefäßes, des Ringes oder dergl. in Wachs modelliert und darüber ein zweiter Tonzylinder gelegt. Beim Brennen der Form schmolz das Wachs und konnte dann durch flüssige Bronze ersetzt werden. Der äußere Tonüberzug mußte zerschlagen werden. Der Kern ist nicht selten noch vorhanden. Zu diesen

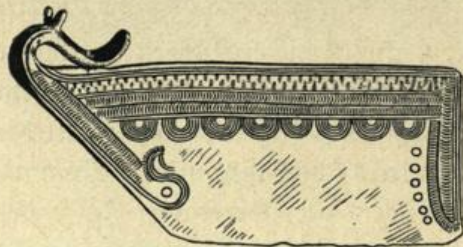


Abb. 25. Verzierung auf einem Bronze- messer. Links unten Drachenornament Kemnig, Kreis Ostprignitz. Märk. Mus. 23130. $\frac{1}{2}$.

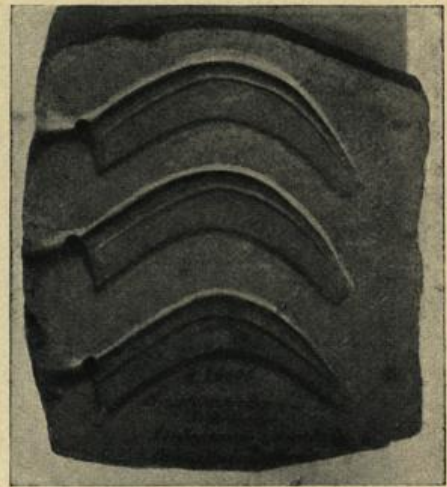


Abb. 24. Sandsteingußform für 3 Knopfsicheln. Liebenwalde, Kreis Niederbarnim. Märk. Mus. 20605. $\frac{1}{4}$.

Methoden wird auch noch das Gießen in „verlorener Form“ aus Sand und Wachs gekommen sein. Da hierbei die Form jedesmal zerstört wurde, haben wir keine handgreiflichen Beweise. Zahl- reiche äußerst dünnwandige Bronzen können jedoch nur auf diese Weise ge- arbeitet sein. In der Öffnung, durch welche die flüssige Bronze gegossen wurde, entstand immer ein Gußzapfen,

der aber leicht abgebrochen werden konnte. Hierauf wurde die Gußnaht sorgfältig abgefeilt und das gegossene Stück meist noch verziert, wobei man einen schmalen Bronzemeißel als Punze verwendete.

Die Kleidung. Im Königsgrabe von Seddin waren an einem Stückchen Eisen Fellreste angerostet. Es ist nicht unmöglich, daß die Fellreste von Kleidungsstücken herrühren. Trotzdem wäre es ganz irrig, in diesem Funde einen Beweis dafür zu sehen, daß man sich in der Bronzezeit ausschließlich mit Fellen gekleidet habe. Wahrscheinlich sind es hier Überbleibsel einer kostbaren Pelzverbrämung. Die kleine Nähnadel aus demselben Grabe wäre für Pelzbearbeitung viel zu schwach. Aber auch die beiden manschettenknopfähnlichen Doppelknöpfe würden für die Fellkleidung nicht ausreichen. Der Schluß, daß während der Bronzezeit nicht nur Fellkleidung getragen wurde, läßt sich auch aus der Verwendung oft sehr zierlicher und kleiner Gewandnadeln oder Fibeln ziehen. So könnten wir schon nach Beobachtungen an märkischen Funden behaupten, daß die gewöhnliche Kleidung der bronzezeitlichen Bevölkerung nicht ausschließlich aus Fellen bestanden haben kann. Weit besser aber werden wir über diese Frage unterrichtet, wenn wir wieder über die Grenzen der Mark hinausgehen nach Mecklenburg, Dänemark und Schweden, also in Länder, deren Kultur damals genau dieselbe war wie die der Mark. Dort wurden unter besonders günstigen Umständen mit den auch in der Mark vorkommenden Geräten und Schmucksachen Kleidungsstücke gefunden, die uns über Männer- und Frauenkleidung während der Bronzezeit genaueste Auskunft geben.

In dem Regelgrabe von Blengow in Mecklenburg war der Tote in ein wollenes Gewand gehüllt, das am Halse durch eine goldene Fibel, am Gürtel durch einen Bronzeknopf zusammengehalten wurde. Die Art des Gewebes erkennen wir an der Probe eines braunen Schals mit hellgelber Kante. Der ganze Schal war 1,50 Meter lang und etwa 60 Zentimeter breit. Er stammt aus einem schwedischen Grabe.

Vollständige Männer- und Frauenkleidung kennen wir aus dänischen Gräbern. Die Wollstoffe haben sich in Eichensärgen sehr gut erhalten. Der Mann trug einen Rock, der durch einen an den Enden mit Quasten besetzten Gürtel zusammengehalten wurde. Über dem Rock wurde ein Mantel getragen, der aus einem Stück gearbeitet war und am Halse einen Ausschnitt hatte. Der Schädel des Skeletts war zerstört, Gehirn und Haar fand man wohl erhalten. Auf dem Kopfe saß eine Mütze aus dicker Wolle, an der Außenseite mit Zotten besetzt, die in Knoten endigten. Außerdem lagen in dem Sarge neben den Waffen noch eine zweite Mütze und die beiden Teile eines mit Fransen besetzten Schals.

Auch die Kleidung der Frau ist uns genau bekannt. In einem jütischen Grabhügel fand man ein Frauenskelett, das vollständig bekleidet war. Das lange Haar wurde von einem kunstvoll angefertigten Netz zusammengehalten.

Alle Stoffe waren hier ebenfalls aus Wolle hergestellt. Die roheren Gewebe enthielten auch Hirsch- und Rinderhaare.

Waffen. In den bronzezeitlichen Hügelgräbern liegt ein mannhaftes Heroengeschlecht bestattet. Schwerter und Dolche lassen sich so gut wie Arzte und Fibeln in ihrer ganzen Entwicklung verfolgen. Während der ältesten Bronzezeit gab es keine Schwerter. Dagegen wurden breite dreieckige Dolch- klingen rechtwinklig an einem Schaft befestigt; so entstanden die Schwert- stäbe, die während der ersten Periode fast in ganz Europa vorkommen und im Norden meist Metallschäfte haben. Es sind wohl mehr Prunkwaffen gewesen; denn für den Kampf waren sie zu schwach.

Neben Schwertern und Dolchen kennen wir Lanzen- spizen, die in vielen Fällen verziert sind. In der Lülle einer Bronzelanzenspiße von Dannenwalde im Kreise Ostprignitz steckt noch ein Teil des mit einem Bronzenagel befestigten Schaftes aus Eschenholz. Während der älteren Bronzezeit sind außer Pfeil- spizen aus Bronze auch noch solche aus Feuerstein in Gebrauch. In einem Grabe von Weitgendorf lagen drei Bronze- und drei Feuersteinpfeilspitzen. Später kommen Pfeilspitzen aus Feuerstein kaum noch vor.

Auch Schutzwaffen fehlen nicht ganz. In einem Torfmoore bei Weitzsch, im Kreise Guben, wurde neben zwei Halsringen und einer Dolchklinge ein Helm gefunden, und aus der Prignitz stammen zwei prächtige Bronzeschilde, die mit getriebenen Buckeln verziert sind.

Schmuck. Bernstein wurde während der Bronzezeit als Schmuck nicht mehr so oft verwendet wie in der Steinzeit, weil sich der gelbe Bernstein von der goldähnlich glänzenden Bronze wenig oder gar nicht abgehoben hätte. Dagegen trifft man das Gold bereits häufig an, namentlich in Form von kleineren und größeren Ringen. Zu dem besprochenen Funde von Wuster- mark gehört jener kleine „Noppenring“, eines der ältesten Goldschmuckstücke, die wir aus der Mark kennen. In den Gräbern von Weitgendorf wurden drei

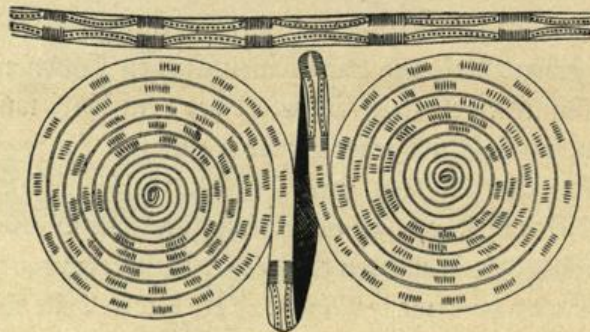


Abb. 26. Armspirale (Armberge).

Oben: Abgerolltes Bronzeband, das die Spiralen miteinander verbindet und um den Arm gelegt wurde. Beßlow, Kreis Ostprignitz. Märk. Mus. 23256. $\frac{1}{3}$.



Abb. 27.



Abb. 28. Abgerollte Verzierungen von Armringen.
Behlow. Märk. Museum. 23260/1. $\frac{2}{3}$.

Goldspiralen gefunden, und in der kleinen bronzenen Schmuckdose von Feldberg in Mecklenburg an der märkischen Grenze lagen nicht weniger als fünf dieser Ringe. Die Dose selbst ist an der Unterseite prächtig verziert, und zwar waren die Vertiefungen augenscheinlich mit Harz ausgelegt, das sich mit seiner bräunlichen Farbe vom bronzenen Grundton lebhaft abhob (Abb. 22). Diese Schmuckdose wurde am Gürtel getragen, den nicht selten bronzene Schmuckplatten zierten, die meist als kleine Buckel aufgeheftet waren. Zuweilen sind diese Platten so groß, daß man sie früher als Schildbuckel betrachtete. Neben Fingerringen kommen in Bronzefunden sehr häufig Armspiralen, Armbänder, Arm- und Halsringe vor. Außer den schon betrachteten Gewand-

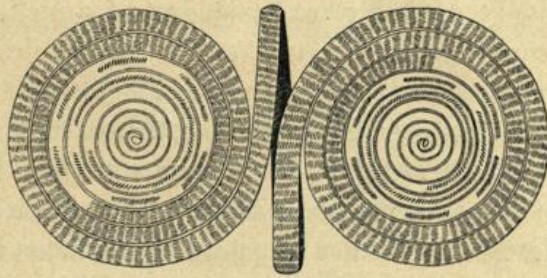


Abb. 29. Armberge. Behlow. Märk. Museum. 23257. $\frac{1}{3}$.



Abb. 30.



Abb. 31.
Abgerollte Verzierungen von Armringen.
Behlow. Märk. Museum. 23264/65. $\frac{1}{3}$.

nadeln gebrauchte man in großer Zahl kürzere und längere Bronzenadeln sowie Doppelknöpfe, die ebenfalls den Zweck hatten, das Gewand zusammenzuhalten, zugleich aber als Schmuckstücke dienten. Schmuckstücke waren auch die kleinen Bronzekämme, wie wir einen im Königsgrabe von Seddin kennen lernten.

8. Gräber und Religion der Bronzezeit.

Die Sitte der Leichenbestattung wurde aus der Steinzeit in die frühe Metallzeit mit hinübergenommen. Man begrub die Toten weiter in unterirdischen Steinkammern, über die man nun aber erst einen aus Steinen und Erde geschichteten Hügel wölbte.

Während der mittleren Bronzezeit sind die Leichen noch bestattet worden. Aber in dieser Zeit macht sich bereits ein Umschwung bemerkbar. Der in Einzelfällen während der jüngsten Steinzeit auftretende Leichenbrand kommt jetzt mehr und mehr in Aufnahme und setzt sich bei fast allen indogermanischen Völkern so vollkommen durch, daß die Toten während der jüngeren Bronzezeit ausschließlich verbrannt wurden.

Diese Umwälzung in den Grabgebräuchen hat sicher einen Umschwung in der Anschauung vom Leben nach dem Tode als Ursache gehabt. Man betrachtete die Erhaltung des Körpers nicht mehr als eine unbedingt nötige Grundbedingung für das Weiterleben der Seele. Im Gegenteil schrieb man dem Feuer reinigende, läuternde Kraft zu. Der Leichnam wurde auf einen Holzstoß gelegt, und nach dem Verbrennen auf der mit Steinen gepflasterten oder mit Lehmestrich bedeckten Verbrennungsstätte sammelte man die übriggebliebenen Knochenreste in einem Ton- oder Bronzegefäß so, daß die Knochen der unteren Gliedmaßen unten lagen und die Schädelteile oben. Daß man trotzdem an ein Fortleben der Seele glaubte, bezeugen die oft zahlreichen Beigefäße, die gewiß ursprünglich mit Speise und Trank gefüllt waren, und vor allem die Geräte, die man dem Toten mit ins Grab gab. Das prächtigste Brandgrab der Mark und eines der schönsten überhaupt ist ja das Königsgrab von Seddin.

Der Leichenbrand hat mit wenigen Ausnahmen geherrscht, bis durch Einführung des Christentums die im Orient von früher her beibehaltene Sitte der Leichenbestattung wieder eingeführt wurde. Neben den Hügelgräbern kommen während der Bronzezeit schon Flachgräber vor.

Über die religiösen Vorstellungen der bronzezeitlichen Bevölkerung sind wie bis jetzt wenig unterrichtet, und zwar nicht nur deswegen, weil ja alle schriftlichen Quellen fehlen, sondern auch, weil man der Frage nicht immer die Bedeutung geschenkt hat, die sie verdient.

Man weiß aber, daß der Sonnendienst eine bedeutende Rolle spielte, wenn er nicht überhaupt im Mittelpunkte des religiösen Lebens stand. Das häufig auftretende Symbol der Sonne ist das Rad. Eine besondere Form dieses Sonnenrades ist das Hakenkreuz, das bei allen indogermanischen Völkern als Sonnenzeichen gilt. Bei dieser Bedeutung des Rades ist es nur natürlich, wenn der Wagen im Sonnendienst eine hervorragende Stelle einnimmt. Bronze- und Tonwagen sind auch in der Mark gefunden worden.

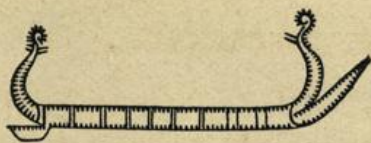


Abb. 32. Schiff mit Sonnenbildern.
Verzierung auf einem Bronzemesser
von Warnow, Kreis Westprignitz.
Märk. Museum. 22659. $\frac{2}{3}$.

Sonnenscheiben aus Bronze und Gold wurden in Dänemark und Schweden zutage gefördert, und ein ganzer Sonnentempel von gewaltiger Ausdehnung stand im südlichen England.

Als ein weiteres Symbol der Sonne galt das Schiff, das Boot, das nicht nur auf schwedischen Felsenzeichnungen, sondern auch auf einem märkischen Bronzemesser zu finden ist. Als Wahrzeichen des Himmelgottes wurde die Art verehrt, zunächst wohl die Doppelart. Doch auch Prachtbeile, die für den Gebrauch vollkommen ungeeignet sind und oft noch den Tonkern im Innern haben, waren gottesdienstliche Geräte.

Dem niederen Aberglauben dienten als schützender Zauberschmuck sowohl Anhänger in Radform als auch Steinchen mit eigentümlichen Zeichen, und die „Kinderklappern“; diese Figuren oder hohlen Geräte aus Ton mit Tonkugeln im Innern, mögen zuweilen benutzt worden sein, um durch das Rasseln böse Geister zu verscheuchen.

9. Das bronzezeitliche Dorf Buch bei Berlin.

Das vorgeschichtliche Dorf bei Buch liegt auf einer diluvialen Erhöhung, die ringsum von Niederungen, Wasserläufen und Brüchen eingeschlossen wird, nordwestlich vom heutigen Dorfe auf dem gegenüberliegenden Ufer der Panke. Die ehemals besiedelte Fläche umfaßt etwa 160 000 Quadratmeter oder 64 Morgen und nimmt einen großen Teil der Erhöhung ein, die, aus Sand und Kies bestehend, nur hier und da von Wasserlöchern durchsetzt ist. Immerhin blieb für Garten- und Ackerbau genügend Raum zur Verfügung. Der Platz eignete sich ausgezeichnet zur Besiedlung. Er lag völlig trocken, bot Schutz gegen Überfälle, und die Versorgung mit Wasser machte keine Schwierigkeiten. Das Dorf war während der ganzen jüngeren Bronzezeit, also Jahrhunderte hindurch bewohnt. Wie groß die Zahl der Häuser gewesen sein mag, die hier zu gleicher Zeit eine Dorfgemeinde bildeten, ist nicht mehr genau zu ermitteln. Sicher ist aber, daß die Ansiedlung bei Buch unseren heutigen größeren Bauerndörfern an Größe nichts nachgab.

Die einzelnen Häuser lagen in der Regel nicht wie heute an einer Straße, sondern jeder baute sein Haus gerade so, wie es ihm gefiel oder wie er am besten Platz hatte. Die Giebelseiten der Häuser sind nach verschiedenen Himmelsgegenden gerichtet.

Die Häuser waren sämtlich vier eckig, aber nicht genau rechtwinklig gebaut. Die Wände wurden durch etwa 30 Zentimeter starke Holzpfosten gestützt. Diese Pfosten standen bis zu einem Meter tief in der Erde, zuweilen auf

einer Steinunterlage, und wurden seitlich mit Steinen verkeilt, um ihnen besseren Halt zu geben. Über der Erde werden sie also ungefähr zwei Meter hoch gewesen sein. Die senkrecht stehenden Pfosten wurden durch waagrecht übereinandergelegte dicke Baumstämme verbunden, die man mit Ruten an den Pfosten festband. Die Fugen zwischen den nur abgeschälten und allenfalls noch roh behauenen

Stämmen strich man mit

Lehm aus. Dieser war nicht mit Stroh, sondern mit kleineren Steinen vermisch. An den Ecken des Hauses kreuzten sich die Baumstämme und ragten, ähnlich wie beim Blockbau, über den Kreuzungspunkt hinaus. Das Haus wurde durch eine Mittelwand in einen größeren und einen kleineren Raum geschieden. Im größeren lag stets der Herd, während der kleinere nicht selten nur den Charakter einer Vorhalle hatte.

Der Herd bestand in den weitaus meisten Fällen aus vielen kleineren und größeren, sorgfältig gepackten Feldsteinen. Die Steine sind vom Feuer stark geschwärzt und durch anhaltende Einwirkung des Feuers teilweise so mürbe geworden, daß man sie zwischen den Fingern zerreiben kann. Neben dem Herde liegt häufig eine Grube, in welche die vom Herde abgeräumten Brandreste geworfen wurden. In unmittelbarer Nähe eines Herdes wurde ein sorgfältig behauener Stein gefunden, der augenscheinlich als Herdsitz gedient hat. Neben einem anderen Herde lag noch ein verkohlter Holzhaufen. In einigen Häusern waren große Tongefäße in den Boden eingelassen, um darin Vorräte aufzubewahren. In der Nachbarschaft eines großen Steinherdes fand sich eine Grube, die mit Eicheln gefüllt war. Die Eicheln waren enthülst, gespalten und geröstet; sie können also nur zur Nahrung gedient haben, was um so mehr anzunehmen ist, als sie mehrfach an Herdstellen angetroffen wurden. Auf den Herdstellen lagen allerlei Reste der Mahlzeit, namentlich Tierknochen und zwar neben den Knochen unserer heutigen Haustiere vor allem Reste vom Hirsch und Reh, aber auch von zahlreichen Vögeln. Die Abfälle der Küche und des ganzen Haushalts sind sorgfältig vergraben; sie scheinen also für

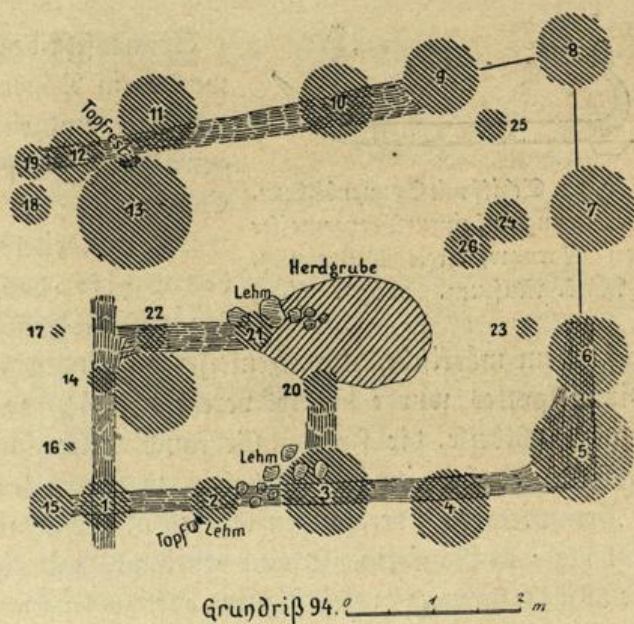


Abb. 33. Grundriß eines bronzezeitlichen Hauses von Buch, Kreis Niederbarnim.



Abb. 34. Bronzezeitliches Haus von Buch.
(Nach beobachteten Resten und Spuren wieder auf-
gebaut.)

den Ackerbau noch nicht nutzbar gemacht worden zu sein. Das Haus wurde rings von einem Zaun umschlossen.

Die Häuser waren, wie wir gesehen haben, schon fest gebaut. Sie boten Schutz gegen die Unbilden der Witterung, sogar gegen die stärksten Stürme. Erwärmt wurde das Haus durch das Herdfeuer. Bei dem offenen Herde durfte der Bodenraum von dem

Wohnraum nicht durch eine Decke getrennt werden, sonst hätte der Rauch nicht genügend Abzug gefunden. Die Giebel ragten höher empor als die Seitenwände. Das Licht empfing die Wohnung jedenfalls durch die offen stehenden Türen und von oben. Der Fußboden ist weder mit Holz noch mit Steinen oder Lehm bedeckt. Sehr häufig waren an einer oder an mehreren Seiten des Hauses schmale Räume vorhanden, die wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Holzvorräten, Brettern, Leitern, Stangen und dergl. dienten. Die Begleitpfosten, welche die Wände dieser Gänge stützten, erwiesen sich zu meist schwächer als die Hauptpfosten des Hauses.

Im Innern eines Hauses konnten die Stützen für eine an der Wand entlang laufende Ruhebank nachgewiesen werden. Nicht selten befindet sich im Hause ein Mittelpfosten zur Stütze des Daches. Die Größe der Häuser schwankt zwischen 15 und 70 Quadratmetern. Neben einer großen Halle, die selber einen Steinherd im Hauptraume hatte, lag eine kleine Hütte mit zwei Steinherden, die den größten Teil des ganzen Raumes einnahmen. Es muß also ein Küchenhaus gewesen sein. Unmittelbar an diese erste Hütte schlossen sich sieben andere Häuschen von derselben Größe, deren jedes aber nur einen Herd besaß. Alle Hütten müssen gleichzeitig auf dem Platze gestanden haben; denn die Wände der einen stehen in gleichem Abstände von den Wänden der anderen (Abb. 35). Da wäre es wohl einfacher gewesen, allen Hütten eine gemeinsame Vorder- und Hinterwand zu geben und die einzelnen Räume nur durch je eine Wand zu trennen. Das widersprach aber augenscheinlich der damaligen Bauweise. Auch auf griechischem Boden und im alten Troja bestehen größere Paläste aus zahlreichen, aneinandergebauten kleineren Einzelhäusern, so daß nicht selten der eine Raum von anderen durch zwei Wände getrennt ist und selbst die Hauptwände das Gebäude nicht immer in geraden Linien durchschneiden.

Viehställe waren bei Buch bisher nicht zu bemerken. Dagegen befand sich etwa in der Mitte der Ansiedlung ein Platz, auf dem nie ein Haus gestanden haben kann; nur Spuren eines schuppenartigen Gebäudes waren vorhanden. In der Umgebung desselben lag eine ganze Reihe von Herdstellen, die große Mengen von Tierknochen aufwiesen. Jedenfalls hatte der freie Platz für Viehhaltung und Viehverwertung erhebliche Bedeutung.

Die ganze Ansiedlung bei Buch ist vor dem Beginn der Eisenzeit verlassen worden. Vielleicht haben die damaligen Bewohner das Dorf auf das jenseitige Pankeufer verlegt; vielleicht auch bricht die Besiedlung um diese Zeit jäh ab, um erst wieder in späterer Zeit an anderer Stelle einzusetzen. Spuren der früheisenzeitlichen Ansiedlung haben sich bis heute bei Buch noch nicht gefunden.

Jahrhunderte hindurch hat man von der ältesten Besiedlung bei Buch nichts gewußt. Die verlassenen Hütten waren wohl verbrannt oder nach und nach verfallen, und die Pflanzenwelt nahm von dem Plaze Besitz. Durch Pflanzenwuchs und Ackerbau wurde der obere Teil der Kulturschicht in Humus und Ackerkrume verwandelt. Die Humusschicht verlor im Laufe der

Zeit ihre schwarze Färbung, und die Kulturreste, die sie enthielt, wurden durch die Bebauung des Landes in unzählige Stücke zerteilt, so daß sie heute nur dem scharf prüfenden Auge bemerkbar sind. Wenn der Pflug einmal etwas tiefer griff, so riß er wohl einen Teil der schwarzen Kulturschicht mit nach oben, und in Buch erklärte man sich diese Reste als Spuren eines „Napoleonischen Lagers“ oder Spuren von „Manöverfeuern“.

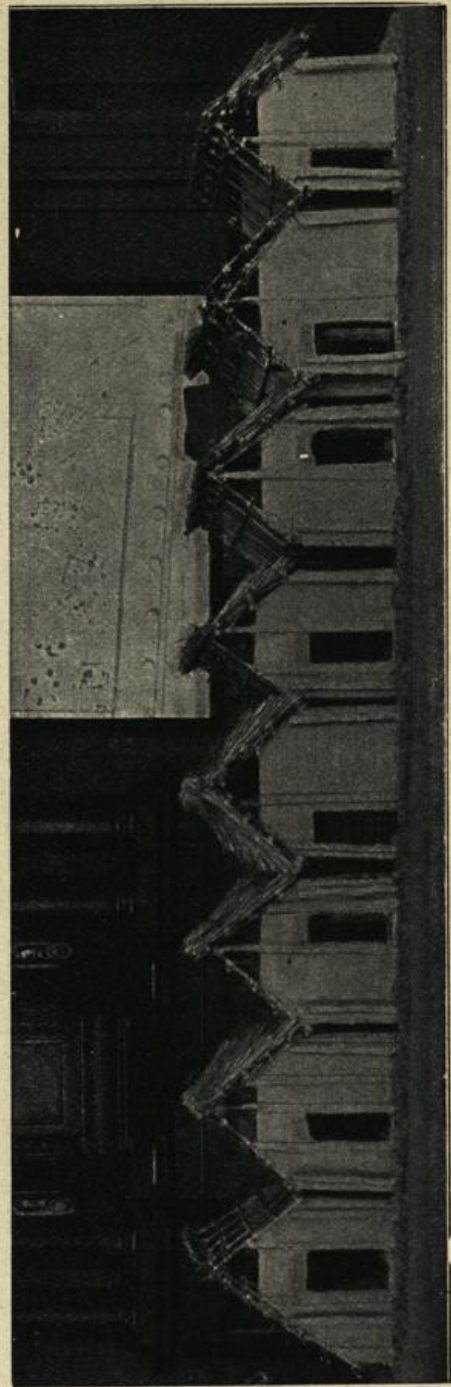


Abb. 35. Buch, Kreis Niederbarnim, 8 Hütten neben einer großen Halle.

Abb. 35. Buch, Kreis Niederparium, 8 Jurtten neben einer großen Spalte.

en
ur
as
ch
ez

Wird die Humusschicht in einer Stärke von 25—30 Zentimetern abgetragen, so stößt man auf die ebenso dicke alte Kulturschicht, die aus schwarzer Erde besteht, durch Häuserbrand und den Abraum der Herdstellen entstanden ist und Massen von Tierknochen, Holzkohle, Gefäßresten und allerlei Werkzeugen enthält. Wird auch die Kulturschicht abgehoben, so erscheint der hellgelbe kiesige Sand, der gewachsene Boden. Von ihm heben sich aber die einstigen Pfostenlöcher, die Herd- und Abfallgruben mit ihrer schwarzen Füllung deutlich ab. Auch Reste der Pfosten sind übrig geblieben. Der größte Teil ist zwar vergangen; aber durch die beim Eingraben der Pfosten in das Pfostenloch mit eingefüllte Branderde hat sich der vor dem Einsetzen angekohlte Pfosten lange erhalten und ist in besonders günstigen Fällen noch heute vorhanden. Steinherde finden sich in großer Fülle vor. Wo der Brand heftig gewütet hat, wurde der Lehmewurf ziegelartig hart gebrannt; während der Lehm sonst aufgeweicht ist, sind die gebrannten Brocken noch zu finden, lassen durch ihre Lagerung im Verein mit den Pfostenreihen und den Balkenspuren die Richtung der Wände erkennen und verraten uns durch ihre Eindrücke auch, wie die Wand gebaut war.

Gefäßreste und Werkzeuge sind in so großer Zahl gefunden worden, daß sie allein uns beinahe ein Bild der Kultur geben könnten.

Die Tongefäße der Ansiedlung von Buch stehen durch die Geschicklichkeit in der Bearbeitung des Tones sowohl wie durch den Reichtum der Formen und Verzierungen den Tongefäßen aus den Gräbern der Laufitzer Kultur nahe. Große Vorratsgefäße bis zu einer Höhe von $\frac{1}{2}$ Meter und kleine Fläschchen und Näpfchen, die nur wenige Zentimeter hoch sind, Bruchstücke aller Formen vom rohesten Topfe bis zum sorgfältig gearbeiteten Buckelgefäß, Deckel mit jeder möglichen Verzierung umgrenzen den überaus reichen Formenkreis der Tonware.

Steinbeile und Steinhämmer wurden in Buch nicht selten verwendet, aber bei weitem häufiger sind Knochengerate. Hirschhornhacken dienten zur Beackung des Bodens, Pfrieme aus Knochen bei Bearbeitung der Felle und zur Herstellung der Kleidung; spatelförmige Spitzen fanden wahrscheinlich auch Verwendung bei der Verzierung der Tongefäße. Knochenperlen reihte man zu Halsketten aneinander. Griffe der Handwerksgeräte und Paradestäbe sind ebenfalls aus Knochen hergestellt. Aus Knochen ist auch eine Backenstange vom Pferdegebiß geschnitten, die dreimal durchbohrt ist, einmal in der Mitte von rechts nach links zur Befestigung des durch das Maul gezogenen Gebisses, und zweimal, oben und unten, von vorn nach hinten zum Durchziehen der Zügelenden.

Bronze ist verhältnismäßig seltener angetroffen worden. Das ja auch heute kostbare Metall wurde sorgfältig verwahrt. Die Bruchstücke zerbrochener Geräte hat man sicher zu neuen Werkzeugen oder Schmuckstücken umge-

schmolzen. Dennoch ging hin und wieder ein wertvolles Stück verloren, und neben kleineren und größeren formlosen Bronzeresten wurde ein etwa 40 Zentimeter langer, kantiger Bronzedraht, eine Bronzepunze, die zum Einschlagen der Verzierungen auf Bronzegeräten diente, mehrere gut erhaltene und einige zerbrochene Nadeln, außerdem ein vollständig erhaltenes Bronzemesser mit aufwärts gebogener Spitze und die lange, durchbohrte und auf dem sehr breiten Ende verzierte Nadel einer großen Bronzefibel gefunden.

Messer und Nadel sind allein schon kleine Kunstwerke. Daß man aber versuchte, auch aus Ton kunstvolle Gebilde herzustellen, dafür zeugen zwei Lampen, denen man die Gestalt eines Vogels und eines vierbeinigen Tieres mit langem Halse, also wohl eines Salamanders, gegeben hat. Am merkwürdigsten sind fingerlange Tonfiguren, die Hundeköpfe darstellen.

So gönnen uns die Spuren des vorgeschichtlichen Dorfes bei Buch nach allen Seiten hin Einblick in das Leben und Treiben der Bevölkerung während der Bronzezeit.



Abb. 36. Wendelring aus Bronze von Werder a. H. Märkisches Museum. 25008. $\frac{1}{4}$.